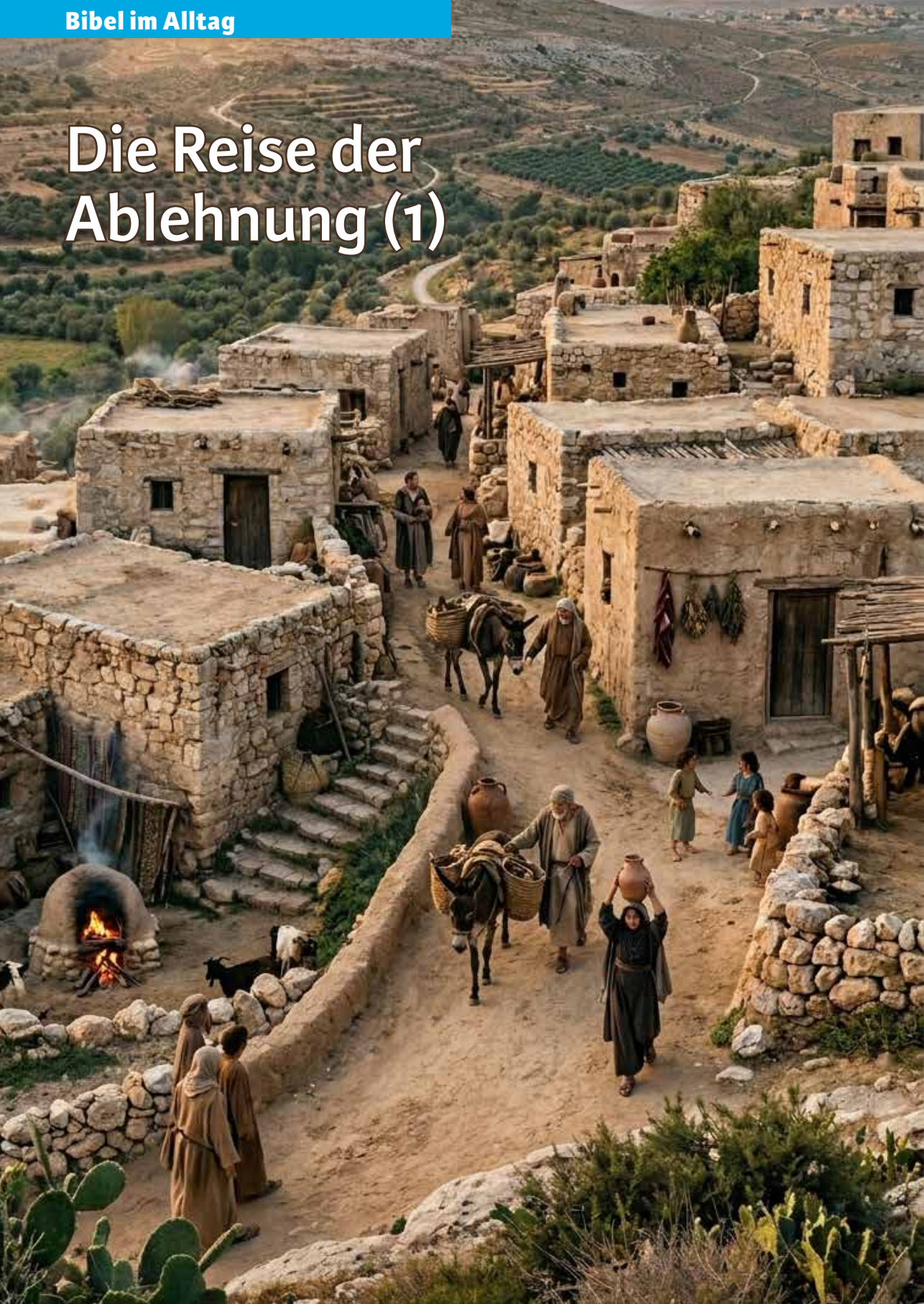


Die Reise der Ablehnung (1)



Nazareth

Wenn man die Leute in Jerusalem nach Nazareth fragte, zogen sie die Augenbrauen hoch. »Kann aus Nazareth etwas Gutes kommen?«, hatte Nathanael gefragt, als ob die Frage sich selbst beantwortete (Joh 1,46). Und die meisten nickten dazu. Nazareth war keine Stadt, die auf Landkarten stand. Es war kein Ort, auf den Prophezeiungen verwiesen. Es war ein kleines Dorf am Rande der bekannten Welt, das in den Aufzeichnungen der Römer nicht erwähnt wurde und in den Schriften der Pharisäer keine Rolle spielte. Vielleicht vierhundert, vielleicht sechshundert Menschen lebten dort. Niemand zählte sie genau.

Es lag in Galiläa, und das war schon Strafe genug. »Galiläa der Nationen« (Mt 4,15) nannten es die frommen Männer in Jerusalem, wenn sie überhaupt daran dachten. Die Provinz war durchzogen von Handelsstraßen, auf denen Römer marschierten, Griechen Handel trieben und Syrer sowie Phönizier ihre Götter mitbrachten. Die Luft selbst schien fremd. Der Akzent der Galiläer verriet sie überall: rau, verwaschen, eine Sprache, die nicht zu den hebräischen Lauten passte – wie die eines Schülers, der seine Lektion nicht richtig gelernt hat. Petrus würde Jahrzehnte später am Feuer eines Hohepriesters stehen und eine Magd würde ihn mit einem einzigen Satz entlarven: »Deine Sprache verrät dich« (Mt 26,73). In einer solchen Stadt war Maria aufgewachsen.

Die Straßen von Nazareth waren Lehm-pfade, ohne Pflastersteine. Bei Regen verwandelten sie sich in braunen Brei, der an den Sandalen klebte. Im Sommer trockneten sie zu hartem, rissigem Boden, der bei Ostwind Staubwolken aufwirbelte. Die Häuser drängten sich aneinander wie scheue Tiere: Kalksteinwände, niedrige Türen, flache Dächer, auf denen die Frauen Feigen und Linsen zum Trocknen auslegten. In heißen Nächten schlief man auf denselben Dächern, wenn sich die Hitze in den Innenräumen staute wie in einem Ofen.

Das Leben spielte sich draußen ab. Es musste so sein, denn die Häuser waren zu klein für alles andere. Man kochte auf einem offenen Herd oder im Hof. Man wusch sich im Gemeinschaftsbrunnen. Brot wurde im Gemeinschaftsofen gebacken, der am frühen Morgen angeheizt wurde, wenn die Luft noch kühl war und der Duft von frischem Brot durch die engen Gassen zog wie ein Versprechen.

Der Brunnen war das Herz des Dorfes. Nicht die Synagoge – auch wenn die Männer das nicht gerne gehört hätten. Aber die Wahrheit war, dass am Brunnen die eigentlichen Nachrichten ausgetauscht wurden: die wahren, ungefilterten, unzensierten. Wer war krank? Wer hatte Schulden? Wessen Sohn hatte sich wie ein Narr aufgeführt? Wessen Tochter hatte dem falschen Jungen zu lange in die Augen geschaut? Am Brunnen erfuhr man alles – und am Brunnen wurde alles bewertet, gewogen und für gut oder schlecht befunden.

Maria kannte den Brunnen. Sie war dort aufgewachsen: erst als kleines Mädchen, das ihrer Mutter Anna half, später als junge Frau, die selbst die Krüge trug. Sie kannte die Frauen, die dort standen. Sie kannte ihre Gesichter, ihre Stimmen und ihre Gewohnheiten. Sie wusste, wer bei welchem Thema die Augen verdrehte. Sie wusste, wie das Flüstern klang, wenn es um eine andere ging.

Bald würde sie selbst das Thema sein.

Ihr Vater hieß Joachim. Die Schrift schweigt über ihn – wie sie über so vieles schweigt –, aber die Tradition spricht. Er war ein Mann von Nazareth, was bedeutete, dass er arbeitete. Kein Gelehrter. Kein Priester. Kein reicher Händler. Vermutlich war er Bauer oder Handwerker, einer von denen, die mit den Jahreszeiten lebten, deren Wohlstand vom Regen abhing und von der Laune des Himmels. Jedes Jahr wurden ihre Schulden beim Steuereintreiber des Herodes ein bisschen höher. Die Römer besteuerten das Land. Herodes besteuerte das Land. Der Tempel besteuerte das Land. Für Männer wie Joachim blieb nicht viel übrig.

Seine Frau war Anna – ebenfalls von der Tradition überliefert, von der Schrift jedoch verschwiegen. Wir können uns eine Frau mit starken Händen und wachem Verstand vorstellen, die ihren Haushalt mit der Genauigkeit eines Feldherrn führte. Öl, Mehl und Linsen mussten bis zur nächsten Ernte reichen. Kleidung musste geflickt werden, bis sie nicht mehr zu flicken war. Die Kinder mussten erzogen werden, was in Nazareth bedeutete, dass die Söhne ein Handwerk lernen mussten und die Töchter heiraten sollten – und zwar gut oder zumindest sicher. Maria war ihre jüngste. Oder ihre Einzige. Wir wissen es nicht.

Was wir wissen: Sie war jung. Vermutlich war sie zwischen zwölf und vierzehn Jahre alt, als die Verhandlungen mit Josephs Familie begannen. Ein Alter, das uns heute erschrecken würde, aber in einer

anderen Zeit galten andere Maßstäbe, und Mädchen wurden zu Frauen gemacht, lange bevor sie wirklich Frauen waren.

Joseph war Zimmermann. Auf Hebräisch: *naggar* – ein Begriff, der heute nicht mehr so umfassend verwendet wird. In einem Dorf wie Nazareth, wo Holz wertvoll war und sparsam genutzt wurde, arbeitete ein Zimmermann mit allem: mit Pflügen und Jochen, mit Türrahmen und Möbeln, mit den hölzernen Balken, die man in die Kalksteinwände einließ. Er arbeitete mit den Händen, was bedeutete, dass er zu denen gehörte, die arbeiteten – und nicht zu denen, die anderen die Arbeit überließen.

Er war älter als Maria. Um wie viel älter – die Schrift schweigt, die Tradition spekuliert. Manche sagen: ein Jahr. Andere sagen zwanzig. Die Wahrheit liegt vermutlich irgendwo dazwischen: Er war alt genug, um ein Handwerk zu beherrschen, aber noch nicht so alt, dass er verwitert war.

Was ihn auszeichnete, war seine Gerechtigkeit. So beschreibt ihn Matthäus (Mt 1,19). Ein einziges Wort, das schwerer wiegt als viele andere. In der jüdischen Tradition bedeutete *gerecht* nicht nur, die Gesetze zu befolgen, sondern auch, das Herz dahinter zu verstehen. Es bedeutete, Barmherzigkeit als Schwester der Gerechtigkeit zu kennen.

Das würde er bald brauchen. Das Gesetz war absolut, in Stein gemeißelt und wurde in jedem jüdischen Haushalt geflüstert: *»Kein Bastard soll in die Versammlung des HERRN kommen; auch das zehnte Geschlecht von ihm soll nicht in die Versammlung des HERRN kommen«* (5Mo 23,3).

Das hebräische Wort war *mamzer* – Bastard.

Es bedeutete nicht einfach »unehelich«, wie wir das Wort heute verstehen – ein Kind, dessen Eltern nicht verheiratet sind. Das wäre fast harmlos dagegen. Ein *mamzer* war ein Kind, das aus einer verbotenen Verbindung stammte: Ehebruch, Inzest, eine Verbindung, die das Gesetz grundsätzlich untersagte. Es war nicht das Kind, das gesündigt hatte. Es war nicht das Kind, das eine Wahl getroffen hatte. Aber das Gesetz fragte nicht nach Schuld. Es fragte nach Herkunft.

Und die Herkunft dieses Kindes – so würde jeder in Nazareth es sehen, so würde jeder in Bethlehem es sehen, jeder, der die Monate zählen konnte und die Geschichte kannte – war verdächtig. Mehr als verdächtig. Eindeutig.



Maria war die Frau eines Mannes. Und sie war schwanger von einem anderen. Das war die einzige Schlussfolgerung, die das Gesetz kannte.

Was das für das Kind bedeutete, war konkret und lebenslang: Ein *mamzer* durfte nicht in die Gemeinde des Herrn eintreten – nicht in die Synagoge, nicht in den Tempel, nicht in die volle Gemeinschaft des Volkes Israel. Er durfte keinen Israeliten heiraten. Seine Kinder trugen das Brandmal weiter, und deren Kinder, und deren Kinder – zehn Generationen lang, bis das Blut so verdünnt war, dass das Gesetz es schließlich losließ. Zehn Generationen. Bei einer Generationslänge von zwanzig Jahren: zweihundert Jahre Ausschluss für einen einzigen Fehler, den nicht einmal das Kind selbst begangen hatte.

Zweihundert Jahre.

In einer Gesellschaft, in der der Tempel das Zentrum des religiösen Lebens war, in der die Synagoge der Mittelpunkt der Gemeinschaft war, in der die Frage »Wer bist du?« immer auch die Frage »Woher kommst du?« bedeutete – in einer solchen Gesellschaft war der *mamzer*-Status keine juristische Fußnote. Er war eine Identität. Er folgte einem Menschen wie ein Schatten, der nicht kleiner wurde, wenn die Sonne höher stieg.

Die anderen Kinder wussten es. Die Mütter sagten es ihren Töchtern, wenn die fragten, warum man mit dem nicht spielen durfte. Die Väter sagten es ihren Söhnen, wenn die heiratsfähig wurden und anfin-



gen, sich umzusehen. Es stand nirgendwo geschrieben – nicht an Türen, nicht auf Steinen –, und doch wusste es jeder. So funktionieren kleine Städte. So funktioniert Schande.

Maria kannte das alles. Jedes jüdische Mädchen kannte es. Sie hatte es als Kind gehört, als Warnung, als Erklärung, als stilles Hintergrundrauschen des Dorflebens, das einem sagte, wer man sein durfte und wer nicht. Sie wusste, was das Wort bedeutete. Sie wusste, was es kosten würde.

Und sie wusste noch etwas anderes, etwas, das schwerer wog als das Gesetz, schwerer als das Urteil des Dorfes, schwerer als zweihundert Jahre Ausschluss: Sie wusste, wessen Kind es war.

Und doch zitterten ihre Hände.

Die Verhandlungen zwischen den Familien waren abgeschlossen worden wie alle solchen Verhandlungen in Nazareth: mit dem *mohar*, also der Brautgabe, die die Familie des Bräutigams der Brautfamilie schuldete, sowie dem Einverständnis beider Väter. Vielleicht gab es auch einen Becher Wein und gesegnete Worte, wenn die Zeiten gut standen. Maria war nicht gefragt worden. Oder sie war gefragt worden, doch die Frage war eine Formalität, eine Geste in Richtung ihrer Würde, die keine echte Würde war.

Die *erusin* (Verlobung) machte sie zu Josephs Frau. Rechtlich, bindend, heilig.

Und dann begann das Warten.

Das Warten war Teil des Brauchs. Joseph würde ein

Haus bauen oder erweitern, einen Raum vorbereiten und einen Platz für sie schaffen. Ein Jahr, manchmal auch länger. In dieser Zeit blieb Maria im Haus ihrer Eltern, im Haus am Ende der staubigen Gasse mit Blick auf den Hang, auf dem die Olivenbäume im Wind rauschten. Sie lernte, was eine Frau lernen musste. Sie betete, wie es Mädchen in Nazareth taten. Sie wartete – wie Generationen von Töchtern vor ihr.

Und dann, in dieser heiligen Stille des Wartens, in dieser Zeit, die zwischen Verheißung und Erfüllung ausgespannt war wie ein dünnes Tuch, geschah es.

Ein Besucher. Keine Stimme im Kopf, kein Traum, sondern etwas, wofür die Sprache nie die richtigen Worte gefunden hat. Der Engel Gabriel wurde von Gott zu einer Jungfrau gesandt (Lk 1,26.27). In ein Haus in Nazareth. In die Stille eines gewöhnlichen Nachmittags. Zu einem Mädchen, das eine Aufgabe ausführte, die wir nicht kennen – Wolle spinnen? Wasser holen? Brot kneten?

Wie erklärt man seiner Mutter, was man gesehen hat? Wie sagt man dem Vater, was der Engel gesagt hat? Selbst in Marias eigenen Gedanken klangen die Worte wie Wahnsinn. Und sie kannte Nazareth. Sie wusste, wie der Brunnen funktionierte. Sie kannte die Frauen mit ihren wachsamen Augen und ihren schnellen Zungen. »*Ich bin die Magd des Herrn*« (Lk 1,38) – gesagt in einem Atemzug. Mit einem Mut, den die Geschichte oft übersieht, weil sie ihn als Unterwerfung liest statt als das, was er war: eine Entscheidung. Eine freie, furchtbare, vollständige Entscheidung.

Sie wusste, was es kosten würde.

Und die Wochen vergingen.

In Nazareth vergingen keine Wochen unbeobachtet.

Die Nachbarinnen sahen es zuerst – sie sahen immer alles. Ein verändertes Gesicht. Ein veränderter Gang. Das kurze Gespräch am Brunnen, das plötzlich endete, wenn sie näher kam. Die Blicke, die zu lange dauerten. Die Fragen, die nicht gestellt wurden, weil sie sich selbst beantworteten.

Anna, ihre Mutter – was sah sie? Was wusste sie? Was sagte Maria ihr, und wann? An dieser Stelle schweigt die Geschichte, und dieses Schweigen wiegt schwerer als jede Antwort. Eine Mutter und eine Tochter in einem kleinen Haus in Nazareth mit einem Geheimnis zwischen ihnen, das jeden Tag schwerer wurde – buchstäblich und bildlich. Ein Geheim-

nis, das nicht geheim bleiben konnte. Nicht in dieser Stadt. Nicht in dieser Enge.

Und Joachim, ihr Vater – er muss ein gerechter Mann gewesen sein, um eine solche Tochter zu haben, oder er muss ein zerbrochener Mann gewesen sein, dem das Geschehene alles nahm: die Ehre, die Zukunft, den Platz in der Gemeinde. Eine Tochter, die geschwängert worden war. Im schlimmsten Fall hatte sie die Grenzen freiwillig überschritten. In beiden Fällen: Schande.

Das hebräische Wort für Schande ist *charafah*. Es bedeutet mehr als Scham – es bedeutet öffentliche Bloßstellung, den Verlust des sozialen Gesichts, das Abschneiden von der Gemeinschaft, die zum Überleben notwendig ist. In Nazareth, wo man voneinander abhängig war wie die Steine einer Mauer, war *charafah* kein abstraktes Konzept. Es war konkret. Es war real. Es bedeutete: Niemand leiht dir mehr Öl. Niemand kommt zu deiner Hochzeit. Niemand trauert, wenn du beerdigt wirst.

Und das Gesetz war eindeutig. Furchtbar klar.

»Wenn ein Mädchen, eine Jungfrau, einem Mann verlobt ist, und es findet sie ein Mann in der Stadt und liegt bei ihr, so sollt ihr sie beide zum Torjener Stadt hinausführen und sie steinigen, dass sie sterben« (5Mo 22,23.24).

Das Stadttor. Dieser Ort verdient eine Erklärung, denn er war nicht zufällig gewählt.

In einer jüdischen Stadt des 1. Jahrhunderts war das Stadttor der Ort, an dem sich das öffentliche Leben verdichtete. Dort saßen die Ältesten und sprachen Recht. Dort wurden Verträge geschlossen und Zeugen aufgerufen. Jeder wusste, was vorging, weil jeder täglich hindurchging: die Bauern auf dem Weg zu ihren Feldern, die Frauen zum Brunnen und die Händler mit ihren Waren. Das Tor war die Bühne, auf der die Gemeinschaft sich selbst sah und beurteilte.

Und genau deshalb fand die Steinigung dort statt.

Sie war nicht nur eine Strafe. Sie war eine öffentliche Erklärung. Die Gemeinschaft distanzierte sich demonstrativ, unumkehrbar und von jedem bezeugt von einem ihrer Mitglieder. Die Angeklagte wurde hinausgeführt – aus der Stadt –, denn was folgte, durfte die Stadt nicht beflecken, und die Männer der Gemeinschaft vollstreckten das Urteil.

Nicht Soldaten. Nicht Fremde. Die Nachbarn.

Die Männer, die ihren Vater kannten. Die Männer, mit deren Kindern sie aufgewachsen war. Die Män-



ner, die sie ihr ganzes Leben lang gegrüßt hatten, wenn sie am Brunnen vorbeikam.

Das Gesetz regelte sogar die Reihenfolge: Zunächst warfen die Zeugen die Steine. Dann das Volk. Damit niemand sagen konnte, er habe nichts damit zu tun gehabt. Damit die Schuld – und die Verantwortung – gleichmäßig auf allen lastete, wie das Gewicht einer Entscheidung, die eine ganze Gemeinschaft trägt.

Die Steine selbst waren keine kleinen Kiesel. Es war keine symbolische Geste. Sie waren schwer genug, um einen Menschen zu töten, und der Tod sollte nicht schnell kommen. Das Gesetz forderte den Tod als Abschreckung, als Zeichen, als Säuberung. »Du sollst das Böse aus deiner Mitte wegschaffen« – dieser Satz zieht sich wie ein blutiger Faden durch das 5. Buch Mose. Die Frau, die das Gesetz gebrochen hatte, war das Böse. Sie musste weg.

Ein Begräbnis war nicht garantiert. Kein Abschied. Kein Gedenken.

Das war das Gesetz, das Marias Hände zittern ließ, als sie die ersten Lebensregungen in sich spürte. Es war kein abstraktes juristisches Konzept, keine alte Zeile in einer Schriftrolle, die niemand mehr ernst nahm. Es war ein konkreter, naher, realer Tod – vollzogen von den Menschen ihres eigenen Dorfes, am Tor, durch das sie jeden Morgen gegangen war.

Und sie war verlobt. *Erusin*. Josephs Frau vor dem Gesetz, aber noch nicht in seinem Haus. Was bedeutete: Sie hatte keine Ausrede. Keine Erklärung,



die zählen würde. Sie hatte zwar einen Engel gesehen, doch Engel sind unsichtbar – und das Kind in ihr war es nicht.

Das Gesetz war sichtbar. Das Kind war sichtbar.

Und in Nazareth sah jeder alles. Nazareth hatte ein Tor. Es führte hinunter ins Jesreel-Tal, auf den Weg nach Magdala und ans Meer. Jeden Morgen zogen Bauern durch dieses Tor hinaus auf ihre Felder. Jeden Abend kamen sie zurück. Das Tor war der Übergang zwischen der Welt des Dorfes und der Welt draußen – und es war der Ort, an dem das Gesetz vollstreckt wurde.

Maria kannte dieses Tor.

Sie hatte es tausend Mal passiert.

Und jetzt?

Jetzt wartete sie ab, was Joseph tun würde.

Er hatte von der Schwangerschaft erfahren – wie, das wissen wir nicht, aber in Nazareth erfuhr man alles, und Joseph war nicht blind. Matthäus sagt uns, dass er beschloss, Maria heimlich zu entlassen. Kein öffentlicher Prozess. Keine Anklage. Keine Steine. Nur ein stiller *get*, ein Scheidungsbrief, der ihr das Leben rettete, indem er ihr alles andere nahm.

Das war seine Art von Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit eines Mannes, der nicht glaubte – wie hätte er auch glauben können? –, aber auch nicht verneinenden wollte.

Dann schlief er.

Und im Schlaf kam, was er wach nicht fassen konnte.

»Joseph, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria, deine Frau, zu dir zu nehmen« (Mt 1,20).

Er erwachte. Die Nacht lag noch über Nazareth. Irgendwo bellte ein Hund. Irgendwo schrie ein Kind. Das Dorf schlief, wie Dörfer schlafen – unruhig, dicht gedrängt, mit seinen Sorgen und Geheimnissen eng aneinandergedrückt in den kleinen Häusern.

Joseph lag wach.

Er entschied sich, das Unmögliche zu glauben.

Am nächsten Morgen – oder vielleicht nach mehreren solcher Nächten, in denen er rang und zweifelte und wieder rang – nahm er Maria zu sich. Offiziell. Vollständig. Er holte sie in sein Haus, vollzog die *nisu'in* (Heimführung) und machte sie so vor der Welt zu seiner Frau.

Und die Welt sah es.

Nazareth rechnete nach. Nazareth flüsterte. Nazareth zählte die Monate an seinen Fingern, doch sie stimmten nicht. Sie würden nie stimmen.

Und das Kind, das in Maria heranwuchs – dieses Kind, das die Engel besucht hatten, das die Gerechten erschrocken und die Ohnmächtigen getröstet hatte –, würde in einer Stadt aufwachsen, die wusste. Die immer gewusst hatte. Die es nie vergessen würde.

»Kann aus Nazareth etwas Gutes kommen?«

Aus Nazareth. Aus dieser Stadt. Aus diesem Staub. Aus diesem Geflüster?

Ja.

Aber es würde niemanden überraschen, dass es sie etwas kostete.

Volkszählung

Als Kaiser Augustus die Volkszählung anordnete (Lk 2,1), hatte Joseph keine Wahl. Er musste nach Bethlehem gehen, in die Stadt seines Vorfahren David, um sich registrieren zu lassen. Ein Befehl des Kaisers war kein Vorschlag. Ein Befehl des Kaisers war die Welt, die sich um einen herum schloss wie eine Faust.

Maria war gesetzlich nicht verpflichtet, mitzugehen. Nur die Männer wurden gezählt, nur sie waren steuerpflichtig, nur sie mussten sich dem Apparat Roms beugen. Sie hätte in Nazareth bleiben können. In dem kleinen Haus mit dem rissigen Putz und dem Hof, an dem die Ziege angebunden war. Versteckt hinter vertrauten Mauern, geschützt von einer Mutter, deren Schweigen sie bis hierher gedeckt hatte.

Doch Nazareth bot keinen Schutz mehr.

Ihre Schwangerschaft war kein Geheimnis mehr, das man hüten konnte. Sie war sichtbar, unübersehbar, ein Skandal, der mit jedem Tag lauter wurde. Ohne Joseph wäre sie allein in dem Dorf geblieben, das ihre Geschichte kannte – allein mit den Frauen am Brunnen, die nicht mehr flüsterten, wenn sie näher kam, weil sie nicht mehr flüstern mussten. Die Wahrheit stand in ihrem Bauch geschrieben, für alle zu lesen.

Also gingen sie zusammen. »*Es ging aber auch Joseph von Galiläa aus der Stadt Nazareth hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, die Bethlehem heißt, weil er aus dem Haus und der Familie Davids war, um sich einschreiben zu lassen mit Maria, seiner verlobten Frau, die schwanger war*« (Lk 2,4.5).

Lukas schreibt das so ruhig. Als wäre es eine einfache Sache. Als ginge man eben mal 130 Kilometer zu Fuß, hochschwanger, mitten im Winter, durch eine Landschaft voller Räuber, wilder Tiere und fremder Blicke, die alle dasselbe sagten.

Die Reise würde vier bis sieben Tage dauern. Vielleicht mehr.

Sie konnten nicht den direkten Weg nehmen. Die Straße durch Samarien war zwar kürzer, doch die Feindschaft zwischen Juden und Samaritern war alt und zäh, genährt von jahrhundertelanger gegenseitiger Verachtung. Für ein Paar in ihrer Lage – auffällig, verletzlich und ohne den Schutz einer Gruppe – wäre es zu gefährlich gewesen. Also wählten sie den langen Weg: Sie gingen südöstlich hinunter ins Jesreelal, dann entlang des Jordans nach Süden durch die Hitze des Jordangrabels, vorbei an Jericho und schließlich hinauf durch die jüdische Wüste nach Bethlehem – der schwierigste Teil der Reise. Steil. Lebensfeindlich.

Unter normalen Umständen legten sie 30 Kilometer am Tag zurück. Viel weniger, wenn jeder Schritt Schmerzen bereitete.

Ob sie einen Esel hatten, wissen wir nicht. In der Kunst wird Maria immer auf einem Esel dargestellt – sanftmütig, strahlend, leicht über dem Tier schwebend wie eine Figur aus Glas. Die Wirklichkeit war anders. Esel sind sture und unberechenbare Tiere. Sie sind eher zum Tragen von Lasten als von Menschen geeignet. Ein Tier in den Händen eines Mannes, der gleichzeitig den Weg, die Räuber und die Dunkelheit im Auge behalten musste und eine hochschwangere Frau begleitete, war kein Bild der Anmut. Das war Überleben.



Jede Nacht suchten sie Unterkunft. Das jüdische Gesetz gebot Gastfreundschaft – *hachnasat orchim*, das Aufnehmen von Fremden, galt als heilige Pflicht. Abraham hatte Engel empfangen, ohne es zu wissen. Lot hatte seine Türen geöffnet. Die Tora war in diesem Punkt unmissverständlich.

Aber das Gesetz und das Herz sind zwei verschiedene Dinge.

An wie vielen Türen mussten Maria und Joseph anklopfen, bis sich eine öffnete? Wie viele Augen beurteilten in einem Sekundenbruchteil die hochschwangere Frau, den schweigsamen Mann und das offensichtliche Timing – und schlossen sich wieder? Wir wissen es nicht. Lukas sagt es uns nicht. Aber wir kennen Menschen. Wir kennen Dörfer. Wir wissen, wie die Welt mit Menschen umgeht, die nicht in das vorgegebene Schema passen.

Jede Stadt auf diesem Weg war ein neuer Spießrutenlauf. Jeder Brunnen, an dem sie Wasser holten. Jede Begegnung auf der Straße. Jeder fremde Blick war ein Urteil, still und endgültig.

Und dennoch gingen sie. Einen Schritt nach dem anderen. Durch den Staub, durch die Hitze, durch die Kälte der Nacht und durch die Stille zwischen ihnen, die manchmal schwerer wog als alles andere.

Worüber redeten sie? Worüber sprach man, wenn man alles riskiert hatte und noch nicht wusste, wie die Geschichte enden würde? Sprach Joseph von dem Engel im Traum? Glaubte er es selbst noch, hier



in der harten Realität des Jordantals mit schmerzenden Füßen und leerem Magen? Betete Maria laut oder nur in sich hinein? Hielt er ihre Hand, wenn der Weg steil wurde?

Wir wissen es nicht.

Wir wissen nur: Sie kamen an.

Kein Raum

Nach vier, fünf oder sechs Tagen erreichten sie Bethlehem. Sie waren erschöpft, staubig und am Ende ihrer Kräfte.

Bethlehem war kleiner als Nazareth, ein Dorf auf einem Hügelrücken, umgeben von Terrassen mit Olivenbäumen und Weinbergen, mit Blick nach Westen über das jüdische Hügelland. Nicht besonders eindrucksvoll. Gar nicht eindrucksvoll. Nur ein weiterer Ort in einer Provinz, die Rom gleichgültig war – außer zur Steuerzeit.

Aber für Joseph war es mehr als das. Dies war die Stadt Davids. Dies war der Ort, aus dem sein Volk stammte, und seine Vorfahren waren wie ein Faden durch die Jahrhunderte zurückgekehrt – durch die Dunkelheit der babylonischen Gefangenschaft, durch die Stille der Königszeit, zurück bis zu jenem Hirtenjungen, den Samuel gesalbt hatte; er war der Kleinste seiner Brüder gewesen, den niemand für bedeutend gehalten hatte.

Hierher gehörte er. Hierher, zu diesem Volk, zu diesem Blut.

Die Volkszählung hatte alle nach Hause gebracht, und das spürte man. Bethlehem war überfüllt. Die Straßen waren voller Menschen, die sich gegenseitig nicht kannten: Cousins von Cousins, Verwandte, die sich zuletzt als Kinder gesehen hatten. Das Dorf hatte keine Infrastruktur für so viele Menschen: keinen Markt, keine Brunnen, die sie alle hätten mit Wasser versorgen können, keine Häuser, in denen sie alle hätten schlafen können.

Joseph führte Maria zu dem Haus, das er kannte. Das Haus seiner Familie, seiner Verwandten – Menschen, die sein Gesicht kannten, die seinen Vater kannten, die den Namen seiner Mutter kannten. Hier, dachte er, wäre es vielleicht anders. Hier würde es Raum geben. Für ihn. Für sie. Für das, was zwischen ihnen war, für dieses Geheimnis, das keines mehr war.

Das Haus war voll.

Das *katalyma*, das Gästezimmer im oberen Stockwerk, in dem Familienmitglieder aufgenommen wurden, in dem man unter dem Dach schlief, nahe beieinander, eng, aber geborgen, war bereits besetzt. Es war vollgestopft mit Verwandten, die früher angekommen waren, die bessere Verbindungen hatten und keine schwangere Frau mitgebracht hatten, über die jeder tuscheln würde.

Es war kein Raum für sie.

Das griechische Wort ist präzise, fast chirurgisch in seiner Kälte: *ouk ên autois topos* – »kein Raum für sie« (Lk 2,7). Nicht nur für die Geburt. Nicht nur für ein paar Stunden. Es gab keinen Raum für sie als Einheit, als Paar, als Familie, als Menschen, die an die Tür geklopft hatten und irgendwo dazugehören wollten.

Josephs Familie sagte Nein, vielleicht nicht böse. Vielleicht nicht grausam. Aber die Situation war unangenehm, die Schwangerschaft saß wie ein Vorwurf im Raum, das Haus war voll und es war einfacher, auf die untere Ebene zu zeigen. Dort, wo die Tiere waren. Wo es wenigstens warm war. Wo niemand fragen würde.

Maria, die hochschwanger war, seit sieben Tagen gewandert war, von ihrer eigenen Familie getrennt war und vom Haus ihrer Schwiegerfamilie abgewiesen worden war, spürte in diesem Moment, was die Kontraktionen ihr seit Stunden zu sagen versucht hatten.

Es war Zeit.

Charles Brabec